

## DER SCHWABENKRIEG 1499

„Les républiques font des conquestes, non par les armes, mais par le mauvais exemple de leur liberté. Les Suisses, exemple: ...“<sup>1)</sup> Was der grosse Jean Babtiste Colbert, ein Fürstendiener, wenn es je einen gegeben hat, 1663 unter ausdrücklicher Berufung auf die Schweizer sagte, erklärt, warum es uns politisch gibt. Wir waren und sind eine Eidgenossenschaft, weil wir es wollen, wir werden es auch in Zukunft noch genau solange sein, wie wir, wie unsere Nachkommen es wollen.

Im Vorfeld des Schwabenkrieges zeigt sich die Willensnation nicht als fertiges Gebilde sondern im Werden und Wachsen. Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glarus als die VII Orte der Eidgenossenschaft einerseits, Disentis, Lugnez, Ilanz und die Gruob, Obersaxen, Waltensburg, die Freien ob dem Wald, Flims, Schluein, Rhäzüns, Heinzenberg samt Thusis und Cazis, Schams, Rheinwald, Mesocco, Roveredo und das ganze Misox, Safien, Tschappina und Vals als Glieder des Grauen Bundes andererseits schlossen am 21. Juni 1497 einen Bund. Es handelt sich in der Intention klar um einen Bund der *Gemeinden*, um einen *ewigen* Bund. Getreues Aufsehen mag eine schwache Verpflichtung sein, entscheidend aber ist eine militärisch-politische Bestimmung von grösster Tragweite: „Wenn auch beide Teile zusammen in Krieg oder Fehde mit jemand geraten würden, dass dann kein Teil irgend welchen Frieden oder Waffenstillstand mit demselben schliessen noch annehmen soll, ausser der andere Teil sei auch darin eingeschlossen und begriffen.“<sup>2)</sup> Rund anderthalb Jahre danach, am 13. Dezember 1498 kam ein paralleler Bund der VII Orte mit Gliedern des Gotteshausbundes zustande, womit territorial das Engadin und die Bündner Südtäler, ja selbst Mals und Schlanders direkt in einen Zusammenhang mit der Eidgenossenschaft gelangten. Indirekt, über den seit 1471 bestehenden lockeren Zusammenschluss aller drei Bünde, bestand die Verbindung auch mit dem Zehngerichtebund. Wenn Sie mich nun fragen, was denn ein Eidgenosse damals genau gewesen sei, gerate ich in nicht geringe Verlegenheit. Es ist damit wie mit dem Elefanten: Schwer zu beschreiben, aber, wenn man einen sieht, leicht zu erkennen. Wir werden noch Bekanntschaft mit einigen davon schliessen, Eidgenossen, nicht Elefanten.

Worum handelte es sich beim Schwabenkrieg? Ganz konkret um die Ausmarchung, bis wohin das republikanische Vorbild im Osten Eroberungen machen konnte. Die Antwort war, bis und mit Zehngerichtebund. Wenn Sie das nächstemals über die Lenzerheide fahren, blicken Sie, als Beifahrerin oder Beifahrer selbstverständlich, auf die Ruinen der Burg Strassberg, zerstört in den ersten Märztagen 1499 und denken an Colbert: „Les républiques font des conquestes, non par les armes, mais par le mauvais exemple de leur liberté. Les Suisses, exemple: ...“ Dass die Ausmarchung nicht endgültig erfolgte, dass Österreich am Ende seine Rechte im Zehngerichtebund behielt und erst das 17. Jahrhundert nach unsäglichen Wirren die definitive Ausscheidung bringen sollte, tut hier wenig zur Sache: Ohne den Schwabenkrieg läge der Vereinatunnel heute klar in Österreich. Es handelte sich aber um weit mehr als um eine Ausmarchung der rätischen und damit der eidgenössischen Ostgrenze, um mehr als einen blossen Handel der Bündner und ihrer eidgenössischen Helfer und dem Reich. Es handelte sich um die Ausrichtung der Eidgenossenschaft in der

grossen europäischen Politik, andererseits, damit zusammenhängend, um den Widerstand selbstbewusster Menschen gegen Zwang von aussen.

Karl VIII hatte 1494 durch seinen Italienzug das Zeitalter der italienischen Kriege eröffnet. Der Einzug seiner eidgenössischen Söldner in Rom hinterliess einen bleibenden Eindruck in der ewigen Stadt. Später waren es erneut nicht zuletzt seine Eidgenossen, die dem allzu forschen Herrscher 1495 bei Fornovo den Ausgang aus Italien öffneten. An diese Eidgenossen unter dem Lilienbanner, die dem König die Kanonen über den Cisapass nach Fornovo zogen, erinnert Conrad Ferdinand Meyers Gedicht *Die Schweizer des Herrn von Tremouille*:

Herr Karl war verdrossen,  
Sein Pulver verschossen:  
O Gunst der Bellona, du wandelndes Glück!  
Umstarrt aller Enden  
Von Felsen und Wänden,  
Lass' ich meine herrlichen Büchsen zurück?>

Da kam aus der Pouille  
Herr Ludwig Tremouille  
Und sprach : Ich bezwinde die schwindelnde Bahn!  
Nicht Rosse, nicht Farren  
Vor Büchsen und Karren!  
Ich spanne mich selbst und die Schweizer daran.

Die kennen die Berge!  
Das sind keine Zwerge,  
Wie deine Gascogner, die zapplige Brut!  
Die haben die Arme,  
So harte, so warme!  
Herr König, ich steh' für die Büchsen dir gut!“

Karls VIII natürlicher Gegner war König – Kaiser ist er erst später geworden – war Maximilian I. Seine Krieger, die Landsknechte, gaben durch ihren Brotneid auf die angesehenen Schweizer dem Konflikt zusätzliche Nahrung. Maximilian hatte 1477 die Erbtochter Karls des Kühnen von Burgund Maria geheiratet und damit fast drei Jahrhunderte Feindschaft zwischen Frankreich und Österreich herbeigeführt. Erst Wenzel Anton Graf Kaunitz, 1753 in Wien zum Staatskanzler berufen, sollte durch seine antipreuussische Politik und das *Renversement des alliances* dieser österreichisch-französischen Erbfeindschaft ein Ende setzen. Maximilian, seit 1486 König und damit Oberhaupt des heiligen Römischen Reiches, sicherte sich zwar im Vertrag von Senlis einen Teil des Erbes seiner damals bereits verstorbenen ersten Frau, sorgte aber durch seine neue Heirat gleich für das kräftigste Wiederaufflammen des Gegensatzes zu Frankreich: Bianca Maria Sforza, welche er 1493 ehelichte, war die Nichte des Mailänder Herzogs Lodovico Sforza, genannt Ludwig der Mohr, dessen Sohn den programmatischen Namen Massimiliano trug. Für die als Söldner begehrten Eidgenossen hiess das: Entscheidungen waren gefragt, Entscheidungen zwischen Frankreich einerseits und Mailand beziehungsweise, dahinter, dem Hause Österreich andererseits. Das Ringen um diese Entscheidungen dauerte rund ein Vierteljahrhundert, bis der Friede mit Frankreich von 1516 und das Bündnis von 1521 jene Epoche der Schweizergeschichte einläuteten, deren Ende erst der Tuileriensturm von 1792 bezeichnet. Dieses Vierteljahrhundert vor 1521 war randvoll wichtiger und wichtigster Ereignisse, von denen der durch ein im März 1499 auf zehn Jahre geschlossenes Bündnis mit der

Krone Frankreich abgesicherte Krieg gegen den Mann von Bianca Maria Sforza, eben Maximilian, nur das erste war. Der Chef des Hauses Sforza, Ludwig der Mohr, von den Franzosen aus seinem Herzogtum vertrieben, stiftete dann am Ende des Schweizerkrieges, wie die andere Seite den Waffengang nannte, zwischen Bianca Marias Mann und den Eidgenossen Frieden, damit er Söldner ausheben konnte, die ihm wieder auf den Thron führten, freilich danach auch in die Katastrophe des Verrats von Novara von 1500 – seine Schweizer wollten nicht gegen die französischen Schweizer kämpfen, waren sich doch die Eidgenossen in der Unterstützung des Hauses Sforza keineswegs einig. Noch einmal setzten die Eidgenossen auf die Sforza-Karte, die ihnen durch die Erbeinigung mit dem mittlerweile Kaiser gewordenen Maximilian 1511 angenehm gemacht worden war, setzten den Herrschaftsanspruch von Ludwigs Sohn Massimiliano Sforza durch den Sieg von Novara über Frankreich 1513 durch, nur um auch den Sohn 1515, freilich nicht durch einen Verrat wie den Vater, sondern durch die Niederlage von Marignano, um seine Hoffnungen zu bringen und am Ende das zu tun, was die Westorte bereits geraume Zeit propagiert hatten, sich mit Frankreich zu arrangieren. Von der ephemeren Grossmachtsherrlichkeit blieb der allerdings wesentliche und dauerhafte Zuwachs dessen, was nun schon seit bald 200 Jahren der Kanton Tessin ist.

Der Einbezug der Eidgenossen in die französische Politik bahnte sich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts an, die Burgunderkriege belegten es, wenngleich später sowohl der Friede von Basel als auch die Erbeinigung 1511 von Versuchen des Hauses Österreich zeugen, Frankreich den beherrschenden Einfluss in diesem gebirgigen Kriegerreservoir vorzuenthalten.

Um die Jahreswende von 1494 auf 1495 war der Kampf gegen Frankreich eines von zwei grossen Themen Maximilians, das andere war der romantische Aufbruch wider die Türken. Eine Propagandaschrift, der Traum des *Hans von Hermansgrün*, verkündete die Ziele des Dynasten: ein Heer gegen Frankreich, eines gegen die Türkei.<sup>4)</sup> Die Eidgenossen lehnten integrationspolitische Massnahmen des Reiches, zu dem sie mehr theoretisch-romantisch nach wie vor gehörten, als dem guten alten Recht zuwider ab. Soviel zur gedanklichen Grundlage eidgenössischen Handelns. Konkret konnte es unmöglich in Frage kommen, ausgerechnet dem Feind jenes Königs, in dessen Dienst eigene Leute soeben so ruhmreich gefochten hatten, die Aufgabe zu erleichtern, noch einfacher gesagt für Österreich und gegen Frankreich Partei zu ergreifen. Und genau darum ging es ja beim Reichstag von Worms 1495. Ein Ewiger Landfriede wurde verkündet, das heisst, moderner gesprochen, der Prozess der Zivilisation für das Reich als abgeschlossen erklärt, um desto besser auf Franzosen und Türken losgehen zu können. Der Reichstag verlangte auch die Unterwerfung unter das Reichskammergericht, die Eingliederung in einen Reichskreis und die Bezahlung der Reichssteuer. Wie viele grosse Dinge ohne Steuerprotest und Steuerwiderstand nie denkbar gewesen wären, die Französische Revolution etwa oder, noch vorher, die amerikanische, so auch die Schweiz. Die Eidgenossen wollten vor 500 Jahren nicht bezahlen, was sie nicht schuldeten, nicht gehorchen, was andere ihnen vorschrieben, kein Gericht anerkennen, das nicht sie selbst eingesetzt hatten, mit einem Wort *frei sein*.

Müstair war einer der Anlässe zum Krieg. 1421 hatten sich die Nonnen die Herzöge von Österreich als Schirmvögte erbeten, 1490 war Maximilian in dieses Amt eingetreten. Wer sollte hier herrschen? Der Bischof von Chur bzw. vielmehr der Gotteshausbund oder das Haus Österreich? Der Krieg sollte die Antwort auf diese Frage geben. Wie immer kamen der Grenze entlang unzählige weitere kleine und

grössere Händel dazu, etwa der Streit um Weidrechte zwischen den Puschlavern und Tirano, aber wie diese wurden die Münstertaler Schwierigkeiten zunächst einmal beigelegt. Bischof Heinrich von Hewen hatte ein Problem: einerseits musste ihm als Landesfürst an den machtpolitischen Interessen seines Bistums liegen und diese waren klar gegen Österreich, andernseits mochte er spüren oder erahnen, dass er als Landesfürst in der heranwachsenden genossenschaftlich-republikanischen Welt der Bündner und Eidgenossen ein Fremdkörper war und sich deshalb an den Fürsten der Fürsten, an König Maximilian anzulehnen versuchen. Deshalb wohl der Vergleich von Feldkirch vom 10. Januar 1499, deshalb sein ernstes Bemühen, zwar ins Feld zu ziehen – die Boten des Gotteshausbundes hatten es in der Nacht vom 18. auf den 19. Januar 1499 hier in dieser Stadt Chur so beschlossen – dort dann aber sogleich wieder zu versuchen, mit den Österreichern Frieden zu schliessen. Am 2. Februar 1499 wurde in Glurns ein Vertrag besiegelt. Aber, was dem Bischof aus schwäbischem Adel recht war, war den Bündner Knechten im Felde keineswegs billig. Sie lehnten den Vertrag von Glurns rundweg ab und beschimpften ihren Bischof als Verräter, worauf der Kirchenfürst seine Zuflucht auf der anderen Seite, ins Innsbruck, suchte. Militärisch setzten sich im Südosten freilich zunächst die Königlichen durch. Sie stiessen ins Engadin vor und verwüsteten bis Zernez alles mit Eisen und Feuer. Darauf verheerten sie das Münstertal und führten die Äbtissin gefangen weg. Nicht genug damit, eroberten sie von einer anderen Seite kommend Maienfeld.<sup>5)</sup>

Die eidgenössische Seite blieb auch nicht untätig. Im Februar 1499 überschritten die Eidgenossen den Rhein bei Triesen, verbrannten Vaduz und setzten sich bei Hard durch. Dieser Sieg, mangels eigener Reiterei und angesichts der feindlichen Reiterei nicht richtig ausgenützt, verschaffte am 20. Februar 1499 den Eidgenossen die moralische Aszendenz, die sie danach während des ganzen Krieges nicht mehr verloren. So jedenfalls informiert uns der Nürnberger Hauptmann Willibald Pirckheimer von der Gegenseite: „Zweifellos haben die Schwaben bei dieser Niederlage den Mut derart verloren, dass sie den Anblick des Feindes kaum mehr ertragen konnten.“<sup>6)</sup>

Nach wie vor kam es zu kaiserlichen und schwäbischen Aktionen über den Rhein und zu schweizerischen Entsprechungen in die Gegenrichtung. Die Beute war im spätmittelalterlichen Krieg so wichtig, dass der Hinweis auf sie genügt, um anders schwer verständliche Operationen zu begreifen. In der Nacht vom 10. auf den 11. April 1499 überfielen die Maximilianischen von Konstanz aus Ermatingen. Zu schlafen ist sicher nie schlecht, wenn alle schlafen, können freilich dramatische Folgen eintreten. Über die eidgenössische Besatzung in Ermatingen schreibt der Berner Chronist Valerius Anshelm: „Von denen waren etliche so übel erschreckt, dass sie Schuhe, Kleider, Harnische, Gewehre und all ihr Hab fallen liessen, schreiend: *Fliehet! alles verloren, o weh, lieben Eidgenossen! Fliehet!*“<sup>7)</sup> Leichte Erfolge erzeugen Übermut. Die eidgenössischen Hauptleute, allen voran Rudolf Hass, Oswald von Rotz und Stoffel Suter, riefen im Schwaderloh ihre Mannschaft zusammen, sprachen von den „hantvesten altvordren, die inen mit kleiner aber ruher hand von gwaltigen, mächtigen tyrannen ein fri land, er und gut erobret“<sup>8)</sup> hätten und zogen mit 1'500 Mann gegen Wäldi und von dort durch dem Wald bergabwärts gegen den Feind. Dieser war an Feuerwaffen überlegen, schoss, ohne grösseren Schaden zu tun, auf den eidgenössischen Harsthaufen. Einige Adlige waren abgestiegen, um dem als weniger zuverlässig geltenden schwäbischen Fussvolk Mut zu machen und „wehrten sich dermassen, dass, wo die andern dergleichen gethan hätten, ihnen von dem kleinen Haufen nichts abzugewinnen gewesen wäre.“<sup>9)</sup> Wenn ist Geschichte im Konjunktiv. Im Indikativ gewannen die Eidgenossen unter *draa*, *draa*-Rufen dem wesentlich grösseren Heer den Druck ab und machten *uus*. Die

Schlacht, die Verfolgung von Triboltingen bis Gottlieben und die Panik im gegnerischen Heer hinterliessen 1'300 Tote, darunter 130 Konstanzer. Die Toten durften von Geistlichen und Frauen abgeholt werden: „... was Namen hatte, ward hinweg geführt, aber der Mehrheit musste im Feld elendiglich verwesen.“<sup>10)</sup> Die erbeutete Artillerie steckt auch das geographische Ausmass der Niederlage ab: Büchsen des Königs und von Württemberg und aus Konstanz und aus Überlingen und aus Ravensburg und aus Ulm und aus Wangen und aus Biberach und aus Memmingen und aus Isny.

Der Sieg von Schwaderloh schwemmte im April 1499 die eidgenössische Zurückhaltung hinweg. Der Hegauer Zug verbreitete Furcht und Schrecken. Der Einfall in den Walgau, auch er vom Chronisten Heinrich Brennwald klar als Konsequenz dem Erfolg von Schaderloh zugeordnet, ist untrennbar mit dem Namen des Berufskriegers Heini Wolleb von Uri verbunden. Er vertritt jenen vom Kriege lebenden Typus der spätmittelalterlichen Schweizer, welche wie die Hefe im Teig wirkten und die grossen Triumphe im erzielten Ausmass überhaupt erst ermöglichten. Je etwas 10'000 Eidgenossen einerseits, Voralberger und Tiroler andererseits stiessen bei Frastanz am 20. April 1499 aufeinander. Wollebs Umfassung der Letzi mit vielleicht 2'000 Mann bei gleichzeitigem frontalem Angriff erklärt den Erfolg. Doch, durchaus entsprechend dem von Walter Schaufelberger und Stefan Sonderegger für die Schweiz herausgearbeiteten Typus der Letzischlacht, erwarteten die Voralberger ihre nun wieder in einem Heerhaufen vereinigten ungebeten eidgenössischen Gäste, um sie nach dem Muster von Näfels und Vögelinsegg von innen an die Letzi zu drücken. Heini Wolleb wehrte sich gegen ein zu frühes Losschlagen. Erst als gegenüber die Zweitschiessenden ihre Büchsen abgebrannt hatten, sagte der Urner: „Nun wohlan, liebe Eidgenossen! Es ist Zeit; eilet auf die Schützen, die zuletzt abgeschossen haben; sie sind wehrlos; wollen dann die ersten wieder schiessen, so müssen sie die Ihren so gut treffen als uns.“<sup>11)</sup> Wolleb fiel, aber die Eidgenossen vermochten einmal mehr ihrem Gegner, der sich tapfer wehrte, den Druck abzugewinnen, dadurch die Schlacht zu entscheiden und erhebliche, auch militärisch relevante, Beute zu machen.

Nach Frastanz übernachteten die Eidgenossen uraltem und noch lange nachher geübtem Kriegsbrauch gemäss auf der Walstatt, blieben drei Tage dort, auferlegten dem Walgau eine Brandschatzung und zogen nach Hause.

Die grösste Wirkung von Siegen wie Schwaderloh wie Frastanz wird in der Regel die moralische sein. Am 27. März 1499 hatte der am Albula stehende Hauptmann der Oberhalbsteiner Benedikt Fontana noch befürchtet, der Feind möchte sich gegen Davos wenden, am 11. Mai siegten die Bündner dank der durch die Churer Büchsen erreichten Feuerüberlegenheit am Pass dal Fuorn über ihre Feinde. Der Zug ins Feld, die Militärhistoriker Walter Schaufelberger und Christian Padrutt sprechen von Feldsucht, überwog trotz ständiger Klagen angesichts des neuen Hochgefühls erneut die Feldflucht, den Zug aus dem Feld nach Hause. Benedikt Fontana jedenfalls war am 18. Mai erneut, Claudio Willi hat dies wie viele andere Einzelheiten schön belegt, nachweisbar am Brennpunkt des Geschehens. Der Kampfplan war einfach und klar. Originalton des Schreibens: „... on lengeren verzug die vyendt mit hilf des allmaechtigen suochen...“ Auf dem Weg an den Feind gelangten die Bündner, vielleicht waren es mittlerweile 5'000, vielleicht 6'000 Mann plus einige Frauen geworden, am 19. Mai nach Müstair. Die tirolische Letzi am Rombach, für eine Letzi atypischerweise flussaufwärts gerichtet, war das taktische Hauptproblem. Die Lösung bestand in einem Hauptangriff frontal auf die Letzi und, in engem Zusammenhang damit, einer rein lokalen Umgehung der Letzi rechts

einerseits, andererseits in einer weiten Umgehung links unter Wilhelm Ringk und Hans von Lombris über das „hoch, ruch, wüst gebirg“ wie die Acta des Tirolerkrieges sagen, „mit ungebunnen wegen und töbleren“. Die Route hat A. Vincenz vor dreissig Jahren in einer Militärschularbeit so zuverlässig nachgezeichnet, wie dies nach einem halben Jahrtausend, angesichts der Quellenlage, noch möglich ist. Verabredungsgemäss verbrannte die Umgehungskolonnen eine Scheune, aber der Schamser Hauptmann Dietrich Freuler, der das Zeichen zum Hauptangriff hätte geben sollen, zögerte. Es kam vor der Letzi, auf Bündner Seite, zu wilden Auftritten. Johannes Lenz' zeitgenössische Reimchronik gibt vielleicht nicht ein im einzelnen präzises, wohl aber ein atmosphärisch zutreffendes Bild:

„Hauptman fröwler hielt fast  
Sin volck Jn solchen massen  
Das ers dran nit wolt lassen  
Bis er ward ougen schyn  
Das die Iren litten pin  
Da ward einer zu Jm Jechenn  
Wir merken und secheen  
Das die unsern not lydenn  
Der fröwler sprach thu vermydenn  
Din clappern und dien claffenn  
Jch weis was Jch han zu schaffen  
Domitt tett er sin wartenn  
Schlug Jnn mitt der Halabarten  
Die knecht schnell zemen traten  
Wir mercken du wilt uns veratten  
Die unsern tünt Jn nötten stan  
Denck zuch mitt uns bhend dran  
Oder du stirpst von unsern Henden.“

Unter solchen, oder diesen ähnlichen Bedingungen, kam der Angriff auf die Letzi zustande. Benedikt Fontana fiel beim Sturm auf die Schanze. Dass er nicht nach Winkelriedmanier den Durchbruch erzwang, tut nichts zur Sache. Der frontale Angriff entlastete die Umfassung rechts und verhalf dieser zum schlachtentscheidenden Erfolg. Mit letzten Worten ist es so eine Sache. Sie können erfunden sein. Auf der anderen Seite: Ist nicht der Tod eines Kameraden, und nach dazu eines der „primi capitani Grixani“ wie der Mailänder Balbo zu berichten weiss, eine ganz besondere Sache, eine die man nicht so schnell vergisst? Ist nicht gerade ein solcher Tod ein Augenblick der Gefahr, der alles ins Stocken bringen kann? Ist nicht Fontanas überlieferter letzter Satz innerlich und der Situation nach stimmig? Ich neige deshalb dazu, Simon Lemnius und Ulrich Campell in diesem Punkt zu folgen: „Hei fraischgiamank meiss matts, cun mai ais be ün hom da fear, quai brichia guardad, u chia hoatz Grischuns e Ligias u maa non plü.“<sup>12)</sup> – „Frisch auf, meine Burschen, ich bin nur ein Mann, schaut nicht auf mich, heute Bündner und Bünde oder nie mehr.“  
Durchaus im republikanischen Geiste und damit passend, können Sie die Worte unweit des Schlachtfelds, in einem Gasthaus, im Hotel Helvetia in Müstair in der Calvenstube auch heute noch lesen. Die Calvenschlacht hat so ihre Relevanz bis auf unseren Tag behalten. 1499 war die Calven freilich ein Sieg ohne Morgen, denn die beutebeladenen Sieger zogen nach Hause und der furchtbar erzürnte Maximilian liess an den Bündnern Rache nehmen. Willibald Pirckheimer war dabei und erlebte, wie die Engadiner die Strategie der verbrannten Erde anwandten: „Alles war vom Flammenschein erleuchtet und Häuser stürzten überall unter grossem Getöse zusammen. Abgesehen von S-chanf und Zuoz steckten sie auch Samedan,

Chamues-ch, Pontresina... und alle übrigen Ortschaften ... in Brand.“<sup>13)</sup> Diese maximilianische Reaktion löste nun ihrerseits wieder eine eidgenössische aus: Sogar das so weit im Osten damals eher zurückhaltende Bern entsandte am 18. Juni ein Kontingent in Richtung Chur. Als, den übrigen voran, die Zürcher, Urner, Glarner und Bündner Davos erreicht hatten, räumte die Gegenseite das Engadin.

Maximilian beschäftigte sich nun persönlich mit dem Feldzugsplan. Die Alternative war, entweder durch Sticheleien entlang der ganzen Grenze die Schweizer zur Überdehnung zu zwingen und so gefügig zu machen oder alles an alles zu setzen und eine grosse Feldschlacht zu wagen. Zu dieser konnte sich der Schwiegersohn des Verlierers von Grandson, Murten und Nancy nicht entschliessen, so dass nur die Nadelstichmethode in Frage kam. Einer dieser Nadelstiche war eine amphibische Operation, die Landung bei Rorschach. Der Widerstand der kleinen Besatzung war erbittert, aber vergeblich, für die Alarmierung mittels Hochwachtsystem reichte die Zeit freilich aus, sodass es Maximilian und seine Leute plötzlich eilig hatten, auf die Schiffe zu kommen. Pirckheimer: „Als wir mit Einschiffen begannen, wollte jeder der erste sein. Es entstand deshalb gleich zu Beginn ein grosses Gedränge, das sich bald zu einer wahrhaften Flucht entwickelte, obwohl kein Feind zu sehen war, der uns im Rücken bedroht hätte. Die Obersten und Hauptleute, die das sahen, stellten sich in den Weg und riefen den Soldaten mit lauter Stimme zu, von der Flucht abzulassen; jedoch vergeblich. Hals über Kopf stürmten die Soldaten auf die Schiffe, von denen einige unter dem zu grossen Gewicht versanken. Als die Schifflleute das sahen, stiessen sie von Land, um der drohenden Gefahr zu entrinnen. Des ungeachtet stürzten sich die Soldaten ins Wasser und schwammen zu den Schiffen, wo sie flehentlich baten, aufgefischt zu werden. Wer nicht schwimmen konnte, ertrank oder griff nach einem anderen, mit dem er dann gemeinsam unterging.“<sup>14)</sup>

Von einem anderen dieser Nadelstiche, einem Zug ins Schaffhausische, damals ins Gebiet eines zugewandten Ortes also, haben wir den Augenzeugenbericht eines Mannes, den Goethe unsterblich gemacht hat, jenen des Ritters Götz von Berlichingen: „Kurz nach demselbigenn, hettenn die wurtembergischenn unnd marggreuischen verwalter auch ein annschlag für Schaffhausenn, mit irem reissigenn unnd fussvolck, also das wir bey nacht für ein fleckhenn khamen, der heist Taingen, leidt nit weit vonn Schaffhausenn. Nun warenn ettliche Schweitzer von Schaffhausenn herrauss khommen, inn denselbigenn Kirchthurnn, die wertten sich und woltenn sich nit gefangenn gebenn, sunder sagtenn sie wolltenn sterben, alls wie fromme aidtsgenossen. Inn summa herr Melchior Sutzel selig der hildtt zwischenn Schaffhausenn und Taingen, da triebenn inn die Schweitzer vonn der wartt ab, unnd wurff inn ein Schweitzer mit einem stain inn das angesicht, und wertten sich die inn der kirchenn dermassenn, dass sie vill vonn adell und unedel zu ross unnd zu fuess erwurffen unnd erschossen. Unnd nachdem mir mein gaul darauff ich uf den marggrauen wart, gestorbenn wahr, lieff ich als ein boser bub zu fuess mit den knechten hinein zu der kirchenn, erwischett ein allts scheffelin unnd hett mein tegenn auch uff denn bordt gebundenn und die hossenn abgeschnittenn. Da wurt maister Jacob ein buchsenmaister, ain kleins durs mendlin, der mir hartt ann der seittenn stundt geschossenn, und ging der schuss durch inn hinauss, unnd draff ein knecht, der hortt zum wurtttenbergischenn hauffen. hett ein blohes kleidt ann, der blieb thodt, aber der buchssenmaister lbendig. Und uff die letzt bracht herr debalt Spett und anndere pulffer unnd thetten es unndenn zu den thurm hinein in die kirchenn unnd stiessen es ann. da musstenn die so darinnen warenn verbrennen. Aber ein Schweitzer der fiell obenn herrauss. und hett ein jungen buben uf dem arm. Unnd wie er herab fehltd, da lieff der von im und schide ime nichts, aber der Schweitzer blieb thodt. ...“.<sup>15)</sup>

Zur Strategie der Abnützung gehörte auch Graf Heinrich von Fürstenbergs Zug mit 14'000 Mann vor Solothurns Burg Dorneck. In den Worten Pirckheimers von der Seite der Verlierer gesehen tönt dies so: „Der Graf stellte seine Geringschätzung der Schweizer auffallend zur Schau und belagerte das Schloss Dorneck. Er beschloss es mit seinen Geschützen und vernachlässigte gröblich den Wach- und Vorpostendienst. Als die Obersten der Reiterei dies bemerkten, machten sie dem Grafen Vorwürfe wegen seiner Sorglosigkeit. Zufällig war ihnen gleichen Tags ein Mann in die Hände gefallen, der aus Feindesland nach Basel unterwegs war. Diesen Mann führten sie dem Grafen vor und forderten ihn auf, ihnen von den Absichten des Feindes zu berichten. Als dieser wahrheitsgemäss meldete, der Feind habe die vergangene Nacht in Liestal zugebracht, wurde er vom Grafen als Lügner und feindlicher Agent zum Tode durch den Strang verurteilt.“<sup>16)</sup> Dasselbe Problem, die unüberwindliche vorgefasste Meinung, hatte einst bei Murten zur Niederlage des Schwiegervaters seines Herrn beigetragen. Die Eidgenossen waren damals tatsächlich mit Macht in Ulmiz, jetzt tatsächlich mit Macht in Liestal. Schauen wir uns von der Siegerseite her an, was geschah. Der Solothurner Historiker Eugen Tatarinoff, ja, sein Name klingt fremd, aber gerade darin liegt ein schöner weiterer Beleg für die Eroberungen der Republiken, nicht durch die Waffen, sondern durch das anziehende Beispiel der Freiheit, worauf wir stolz sein dürfen, der grosse Solothurner Historiker Eugen Tatarinoff also, hat den Schlachtbericht der Berner Hauptleute vom Tage selbst in die Sprache der Moderne übertragen. Hier ist er:

„Als wir mit grosser Anstrengung etlicher der Euren nach Liestal kamen, sind unsere lieben Eidgenossen von Solothurn auf heute mit ihrem Panner eine kleine weile vor uns mit vier Fähnlein, die ihnen Herr Kaspar von Stein zugewiesen, in der Richtung auf Dornach gezogen. Der Grund dazu war, dass die Feinde zwei Solothurner heute früh vor den Toren der Stadt Liestal erstochen haben und dass sie mit grosser Macht, trefflichem schwerem Geschütz und Belagerungspark das Schloss Dorneck umstellt haben. Deshalb sind wir sofort mit Eurem Panner zum Kampfe geeilt und den andern nach- und auf einen hohen Berg hinaufgezogen. Und da die Feinde eine enge Strasse, darauf sie unsere Ankunft vermuteten, mit Geschütz verlegt hatten, sind wir daneben und hinten herum in ihr Lager hinuntergezogen, haben sie herzhafft angegriffen und zuerst das Geschütz, das vor dem Schlosse lag, dessen Zahl wir aber noch nicht genau kennen, den Feinden abgewonnen. Dann haben wir ihn durch ein böses Gestrüpp gejagt; unten im weiten Feld haben wir darauf den rechten reisigen Zug und das Fussvolk gefunden und beide mit Gewalt aus dem Feld gejagt, bis über die Birs, ihnen eine ansehnliche Zahl erschlagen, wie viel, wissen wir noch nicht genau. Aber zwei mächtige Hauptbüchsen haben wir erbeutet; die eine ist das Kätterli von Ensisheim, die andere von Strassburg, sind beide so gross und eher noch grösser als Euer Gnaden Hauptgeschütz, und sonst sind es viel gute Büchsen mit Munition und Steinen. Und wir haben die Feinde ungefähr zwischen sieben und acht Uhr angegriffen und bis in die Nacht hinein gekämpft. Wir haben ihnen auch einige Feldzeichen abgewonnen, besonders, wenn man uns versichert, das Panner oder Fähnlein von Strassburg. Etliche von uns sind umgekommen, aber nicht viele; auch sind einige verwundet. Wir danken Gott, unserer Lieben Frau und seinen lieben Heiligen. Wir liegen unter Dornach auf der Walstatt im weiten Feld. Und es ist ein grosser Zug im Land, und erst noch in diesen Tagen oder in dieser Woche ist der Herr von Nassau mit 10'000 Mann nach Rheinfeldern gezogen. Was uns weiter begegnen wird, werden wir allerwegen Euer Gnaden zu wissen thun. Dann sind noch viele der Euern nicht bei uns. Geschrieben eilends in der Nacht bei einem einfachen Feuer noch am Magdalenenstag Anno 1499. Hauptleute, Venner und Räte von Bern, vor Dornach im Feld versammelt.“<sup>17)</sup>



Anders als bei Schwaderloh mussten nach Dornach die gefallenen Herren, an ihrer Spitze Graf Heinrich von Fürstenberg, bei den Bauern liegen bleiben. So wollten es die Sieger, die eine Auslieferung der Toten nach Basel verweigerten. Die Hauptleute erschienen auch selbst vor dem Basler Rat und trugen gewiss durch die Wirkung, die sie und das, was sie vertraten, dort hinterliessen, dazu bei, dass Basel in zwei Jahren ein halbes Jahrtausend Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft feiern kann. 1499 kam es freilich noch nicht zum Bundesschluss, wohl aber zum Frieden. Wie immer im Spätmittelalter standen auch diesmal dem Friedensschluss mächtige Interessen entgegen, die Interessen jener insbesondere, die vom Krieg und für den Krieg lebten. Anshelm berichtet: „Dan under diser tagleistung vil unrüewiger vom künigschen adel und von der Eidgnossen knechten zu Basel wandleten, so lieber krieg denn friden hätten gehabt, als irer narung gewerb ...“<sup>18)</sup> Das mailändische Gold stillte gewiss manchen Durst, bevor er endlich abgeschlossen werden konnte, der Friede von Basel vom 22. September 1499: „Wir Ludwig Maria Sfortia Anglus, Hertzog zu Meyland“ beginnt das Dokument bezeichnenderweise und söhnt die Parteien aus, die im Text ihre in den Frieden eingeschlossenen Angehörigen und Verbündeten wie folgt bezeichnen: „... unnsrer Hus Österrich den obgenannten Ludwigen Hertzog zu Meyland und all annder Churfürsten, Fürsten und Stennde des heiligen Richs insunders die Bischoff zu Strassburg und Basel, Ouch die Stett Strassburg, Collmar und Schlettstatt, ...“ etc. Auf der anderen Seite die Eidgenossen: „Und dagegen so haben wir obgemelten Eydtgnossen unnsers teils so sölichem friden und bericht Ingeslossen und verfasset den Aller Cristlichisten künig Ludwigen zu franckricht Und alle die So mit unns In Punntnuss Eynung, oder verwandschft sind, Insunder den Hochwirdigen Fürsten Herrn Gotharten Abt des Gotzhus Sanntgallen sin Gotzhus und desselben lüt die Statt Sanntgallen, das lannd Appenzell, die beid Stet Schaffhusen und Rottwil, Ouch die Pünt in Churwal, so unns mit pündnuss und Eynung verwandndt sind...“<sup>19)</sup> Basel erhielt eigene Bestimmungen, die nicht ganz klar waren, die auch durch den Basler Bund von 1501 nicht verbessert werden konnten, da dieser Beitritt zur Eidgenossenschaft ja nicht einseitig den Frieden mit Maximilian ändern konnte. Das Ungeklärte der Stellung Basels und die daraus fliessenden ärgerlichen und teuren Prozesse erklären mit jenen spezifisch baslerischen Aktivismus Bürgermeister Wettsteins, der zur letztes Jahr auf Schloss Waldegg mit einer wissenschaftlichen Tagung und auch anderswo noch zurecht gefeierten Anerkennung der *plena libertas* der Schweiz im Westfälischen Frieden von 1648 geführt hat. Den Ausdruck *plena libertas* braucht der Friede von 1499 nicht. Er ist trotzdem völlig klar: Er sicherte beiden Teilen zu, zu bleiben „wie sie vor dem Kriege gestanden und herkommen sind“.<sup>20)</sup> Wären die Eidgenossen noch in einem praktischen, und nicht nur in einem historisierenden Sinne des Lobs des Herkommens Reichsglieder geblieben, wäre es schwer erklärbar, dass Maximilian „unnsers teils“ aller Kurfürsten, Fürsten und Stände des heiligen Reiches nennt und „Dagegen“ die Eidgenossen mit dem König von Frankreich und anderen Verbündeten erscheinen. Gewiss, der Reichsadler fristete noch anderthalb Jahrhunderte und länger sein Dasein auf Münzen und an Stadttoren und Kirchentüren. Die Wirklichkeit der Dinge bezeichnete von den 1520er Jahren an jedoch die ständige diplomatische Vertretung Frankreichs in der Schweiz. Nun mögen Romantiker und Reichsmethaphysiker viele und gewiss berechnete Einwände haben, ich mag belehrt werden, dass es sich beim alteidgenössischen Bündnisgeflecht allenfalls um ein System von Staatenbünden, sicher aber nicht um einen unabhängigen Staat gehandelt habe. Ich lasse es alles gelten, und bitte nur noch ein letztesmal an das von Anshelm überlieferte Wort der Hauptleute vor Schwaderloh erinnern zu dürfen. Ich denke, es zu verstehen, ich denke, wir verstehen es alle, ich denke es bezeichnet den letzten Grund des Schwabenkrieges

und das tiefste und gültigste Ergebnis des Friedens von Basel zugleich. Es ging darum, das von den Vorfahren von „gwaltigen, mächtigen tyrannen“ eroberte „fri land, er und gut“ zu behaupten. Es gelang. Es ist auch in der Folge bis heute gelungen. Und es ist uns solange aufgegeben, wie eine Mehrheit dieses Volkes und eine Mehrheit der Stände genau das sein und bleiben wollen, ein „fri land“.

Quellennachweise:

- 1) Jürg Stüssi, Das Schweizer Militärwesen des 17. Jahrhunderts in ausländischer Sicht, Zürich: ADAG Administration &/ Druck AG, 1982, Seiten 68 und 214.
- 2) Wilhelm Oechsli, Quellenbuch zur Schweizergeschichte, Zürich: Schulthess & Co, 1901, Seiten 289 bis 291.
- 3) Ernst Eschmann, 100 Balladen und historische Gedichte aus der Schweizergeschichte, Zürich: Orell Füssli, ohne Jahr, Seite 136.
- 4) Gerhard Kurzmann, Kaiser Maximilian I. und das Kriegswesen der österreichischen Länder und des Reichs, Wien: Österreichischer Bundesverlag, 1985, ISBN 3-215-06067-1, Seiten 17, 18.
- 5) Willibald Pirckheimer, Der Schweizerkrieg, in lateinischer und deutscher Sprache, neu übersetzt und kommentiert von Fritz Wille, Baden: Merker im Effingerhof, 1998, ISBN 3-85648-094-3, Seite 65.
- 6) Willibald Pirckheimer, Der Schweizerkrieg, in lateinischer und deutscher Sprache, neu übersetzt und kommentiert von Fritz Wille, Baden: Merker im Effingerhof, 1998, ISBN 3-85648-094-3, Seite 69.